

Die Performance „Wanna Play?“, die am Sonntag den 05. Oktober endete, begann am 01. Oktober und war eigentlich auf 15 Tage ausgelegt. Mit Handzetteln, die überall im Umkreis des Heinrichsplatz klebten, wurde das Event breit angekündigt. Kuratiert vom Hebbel am Ufer, also durch eine renommierte Institution, sollte hier zusammen mit dem Künstler Dries Verhoeven eine öffentliche Intervention stattfinden, deren emphatische Einladung im Titel bereits klar gemacht wurde. „Wanna Play?“ leitet sich ab als Zitat aus einer generischen Konversation auf der Dating-App Grindr.

Wenn Dries Verhoeven sich nun also in einen Container sperrte und dort unter anderem via Grindr mit Menschen in Kontakt stand, sie zu sich in den Container einlud und die Konversationen an die Wand projiziert hatte, dann suchte er sich ein Medium, das gewissermaßen die Urzelle der geosozialen Medien ist, die mittlerweile auf dem Markt sind – tender to all gender und für verschiedene Zielgruppen.

Die Frage nach der Liebe in Zeiten von Grindr zu stellen, ist so mutig wie notwendig. Was ist Liebe im 21. Jahrhundert eigentlich? Bestimmt nicht mehr der Zuckerguss über die kapitalistische Notwendigkeit einer Ehe. Bestimmt nicht mehr die bürgerliche Konstruktion. Was Liebe bestimmt, das müssen wir durch kulturelle Praxen austarieren und -loten. Verhoevens Frage nach der Liebe in Zeiten von Grindr hat verschiedene Stufen:

Kann er, als Person, sich in Zeiten von Grindr noch verlieben?

Können sich schwule Männer in Zeiten von weit verbreiteten geosozialen Apps verlieben?

Können Menschen sich in Zeiten von sozialen Medien, wie Apps, verlieben?

Die Projektion der Chatverläufe, Profildaten und Fotos erfolgte auf großen LED-Bildschirmen. Dabei achtete das Projekt darauf, die Daten zu verfälschen. Die Effekte, die dafür angewendet wurden (Ausschnitte, Filter für die Bilder) haben allerdings leider nicht ausgereicht, um zu vermeiden, dass Menschen, die mit Verhoeven interagieren, von engen Freunden erkannt werden können. Das ist ein Fakt, aber dennoch war die Chance, jemanden zu erkennen, so gering, dass eine fremde Person niemals dazu in der Lage gewesen wäre, eine andere Person zu erkennen. Es war Aufgabe der kuratorischen Seite diese Prozesse zu kontrollieren und abzusichern, um zu vermeiden, dass das Projekt in die falsche Richtung kippt. Es ist kuratorisches – und nicht nur künstlerisches – Versagen, wenn diese Kontrolle nicht stattfand. Jetzt passierte es, dass Verhoeven im Laufe der Performance auf einen Mann traf, der trotz rhetorischer Anspielungen, mehrerer Hinweise im Chat und im Profil von Verhoeven, sich beim Anblick des Containers so verletzt fühlte, dass er in den Container stürmte und gegenüber dem Künstler handgreiflich wurde. Imres Balzer beschreibt den Vorfall korrekt. Wichtig ist allerdings zu wissen, wer der junge Amerikaner ist: Als stadtbekannte Drag Queen ist er gut vernetzt und kann somit eine Lobby schaffen, mehr Lobby also, als die 24 Männer, die bei Dries Verhoeven im Container waren.

Olli, ein junger Brite, war im Container als Parker hineinstürmte und sprach gerade mit Dries Verhoeven. Er war geschockt von der irrationalen Wut und hysterischen Reaktion, verließ den Container und beschloss sich im Anschluss der Diskussion zu entziehen. Auch im HAU

erschien er nicht, obwohl quasi Kronzeuge, weil er „den Glauben in die Urteilskraft der Berliner Community“ verloren habe. Die in den Medien zitierten Stimmen sind die lauten Stimmen einer Clique, die für „ganz Berlin“ spricht. Es gilt dieser Clique gegen eine Gegenposition einzunehmen. Eine reflektierte, dialektisch-agonistische Position, die die Widersprüche in der Installation fruchtbar machen will für eine Diskussion, die auf sachlicher und nicht auf emotionaler Ebene notwendig ist.

Trotz Entschuldigungen seitens der Organisatoren, des Künstlers, verschiedener Statements, ließ sich Parker T. nicht nehmen, per Facebook einen Shitstorm loszutreten. Die Rhetorik, die Parker. als Opfer darstellt, ist naiv und kindisch, wenn nicht sogar gefährlich. Die Unfähigkeit das eigene Betroffensein durch die „Gegenseite“ anerkannt zu sehen und eine Übereinkunft zu treffen, ist für die schwule Community mehr als schädlich. Wegen persönlicher Befindlichkeiten sieht sich das ganze schwule Berlin gespalten in zwei Lager. Die Unfähigkeit dieser Community Argumente auf einer respektvollen Ebene auszutauschen zeigte sich am Sonntagabend im HAU2, wo eine Diskussion angesetzt war. Mit der Direktorin und damit kuratorischen Verantwortlichen, einem nicht näher bestimmten „Experten für Chats“, einem Moderator und natürlich dem Künstler.

Die Theatralik der Diskussion wurde der Bühne gerecht.

Das angebliche Opfer bekam durch die stümperhafte Moderation so viel Redezeit, wie kaum einer der Diskutanten, während dem Künstler, der hier vorgeführt wurde, von der Institution, die das Projekt mit ihm betreute, vollkommen alleine gelassen, das Wort abgeschnitten wurde. Das „Opfer“ las eine Rede vor, die neben Befindlichkeiten, fadenscheinigen Rechtfertigungen und Weinerlichkeit wenig zu bieten hatte. Eine sachliche Auseinandersetzung fand nur ansatzweise statt. Dafür, dass sich so viel Menschen aus der queeren Community an eine Sonntagabend in einem Theatersaal versammelten, war dies der faschistischste Moment, den ich je in meinem jungen Leben sehen musste. Faschistisch, weil ich mich hier inmitten eines wütenden Mobs finden musste, der zum großen Teil aus schwulen Männern bestand, die einen anderen Mann so offen zerlegten, dass nicht viel zu einer Handgreiflichkeit gefehlt hätte. Faschistisch, wie die Kampfbande der italienischen 20er Jahre. Faschistisch, weil hier eine Gruppe durch Affektmodulation und diskursive Momente, die in sozialen Medien entstanden, so hochgeschaukelt wurde, dass ich an Walter Benjamins Definition des Faschismus denken musste: „Der Faschismus ist die Ästhetisierung der Politik.“ Die Affektmodulation, die Emotionalisierung, des Entertainers Parker T. wuchsen über das hinaus, was er beabsichtigte loszutreten, überstiegen aber eindeutig das Maß an Respekt. Es gab keine Verhältnismäßigkeit und öffentlichem Verhör mehr.

Wenn die Argumente aus der „queeren“ Gemeinschaft, die eigentlich progressiv sein sollte, so klingen wie die von konservativen Wutbürgern, dann ist etwas falsch gelaufen.

So banal die Fragen scheinen, die das Projekt an uns stellt, so böse sie sind sie letztlich. Es ist zu einfach zu sagen: „Natürlich kann man das! Blasphemie!“ Verhoeven selbst bestreitet das nicht. Trotzdem will er im Selbstversuch Grindr missbrauchen, will die Möglichkeit von sexuellen Kontakten ausschließen, weil er in einem öffentlich einsehbar Glascontainer sitzt. Er will bewusst Momente der Intimität konstruieren, die nicht auf sexuellen Handlungen beruhen.

Durch das kontra-intuitive Handling der App provoziert er seine Chat-Partner und fordert uns alle zum Umdenken auf. Ein Punkt, den Imre Balzer gekonnt ignoriert. Der Künstler hat keine vorgefertigte Gleichung aufgebaut, in die er sich einfach reinsetzt, um zu beweisen, was er bereits denkt. Im Gegenteil: Er ist auf der Suche nach Überraschungen und will durch seine scheinbar unschuldige Herangehensweise ein Experiment starten, dessen Ausgang er nicht kennt. Es geht Verhoeven um die Auswirkungen des Chatters auf unsere Subjektivität, wozu er Hypothesen hat, die man durchaus teilen kann. Es geht dabei aber weniger um allgemeingültige Wahrheiten noch um partikuläre Triebbefriedigung. Verhoeven versucht sich selbst als Beispiel zu nehmen, mit all den Grenzen, die das aufzeigt, um davon ausgehend eine Reflektion bei allen Menschen, egal welcher „Community“ zugehörig, anzustoßen.

Verhoevens Installation war nicht wasserdicht, teilweise undurchdacht und hat unfreiwillig Menschen verletzt. Der Künstler war an keinem Punkt so arrogant, das nicht anzuerkennen – das Opfer wohl aber so arrogant, diese Entschuldigungen nicht anzunehmen. Stattdessen werden die „Kunst“, die schwule „Community“, die „Privatsphäre“ und viele andere Themen, die eigentlich fruchtbar diskutierten gehören, durch den boulevardesken Schlamm gezogen.

Die Kritik an seiner Praxis, die angeblich und tatsächlich zugleich, privaten Daten auf einen Bildschirm projizieren ließ, der auf einer belebten Kreuzung in Kreuzberg sichtbar war, ist gerechtfertigt. Ihn aber in moralische Geiselhaft zu nehmen, als hätte er diese Möglichkeit erst konstruiert, geht viel zu weit. Die technischen Möglichkeiten sind da, es ist möglich, wie in Ägypten und Uganda geschehen, Männer via Grindr regelrecht zu Orten und dadurch homophoben Attacken auszusetzen. Was Verhoeven uns zeigt, ist wie delikat und zerbrechlich die Illusion von Privatsphäre im Internet eigentlich ist. Wie bürgerlich kommen denn unsere Ideen von Persönlichkeitsrechten, wenn die Menschen, die im HAU den Künstler behandeln als wäre er ein Monster, auf Facebook die Rechte von Bildern an den Konzern abtreten, auf denen sie mit vergrößerten Pupillen nach offensichtlichem Drogenkonsum zu sehen sind? Wir müssen darüber nachdenken, wie wir mit bestimmten Medien umgehen, d.h. wie wir die Räume, die sie schaffen aber auch uns selbst im Umgang mit ihnen schützen: vor Überwachung, vor Missbrauch, vor negativen Einflüssen auf unseren emotionalen Haushalt, usw. Die Installation ist in ihrer Komplexität und ihrem Scheitern ein wichtiger Impulsgeber für viele Diskussionsstränge, aber Verhoeven ist in nur der Briefträger, nicht der Absender, der Nachricht.